

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 235. — Well seit felle Thiejerter Partie hen ich die junge Leut aus die alte Kontrie immer bei mich. Ich muß sage, ich hente ganz gut gegliche un se fin mich gar kein Baitter gewese. Nor eins hot mich gefucht un das is die Bedesweilern gewese; wisse Se, ich sin schuhr gewese, das die nor for e Tschehn's gewart hot, sich die Kompenie abzulade un ich sin dann das dumme Diehr gewese, wo gebisse hot. Well, ich geb nicks drum. Ich weis gut genug, wie mer fühl, wann mer in e strehn'sches Kontrie komme duht un mer hot Niemand wo mer e weinig dran bipente kann. Mer fühl dann als wann mer einigem Meniche in den Weg wör un wann mer so ganz un interiere unwerflüssig wör un wann's am Beste wör, wann mer so schnell wie möglich Stidduh mache deht. Ich hen die junge Leutcher unwerdall mit hin genommen, wo ebbes zu sehn war. Ich hen sie for Anstanz unser Deier-Departement gezeit un unseer Tellefohm's un das all, awider ich muß sage, es hot keine große Impreschen uff se gemacht. Der junge Mann, ich hen Bill Geruffe, bitahs ich gleiche den Name so gut, hot gesagt, das war nicks, das hätte se in die alte Kontrie alles viel schöner un besser. Mann in Berlin for Anstanz e Freier ausbreche deht, dann deht mer nor uff en Botten pufsch un dann deht en Regestrom itover das ganze Haus starte un besor das mer es denke deht, wör das Freier schon aus. Un dann mit die Tellefohm's das war auch in die alte Kontrie viel besser. Dort hätt mer in jedes diefente Haus so e Instrument un mer deht isehen so weit gehn, das mer jedes Ruhm mit einem suppleie deht. Ich möcht nor wisse, ob das alles e Fräht is. Ich weis gut genug, wie ich, von die alte Kontrie fort sin, do hot mer noch gar nit gewis, das mer itover en Weier tahte könn, un wann sellemals einer gefagt hätt, "Tellefohm", do hätt mer gebent, er deht schenies spreche. Ich hen auch geent, ich müßt die junge Leut e weinig gute Etreis gewese. Ich hen gesagt, in die erste Lein müßte se dazu tende, das se bald englich tahte leie dehte. Do hot der Bill gefagt, wie Missus Hanfstengel, wie komme Se mich denn ennihau vor? denke Se denn, mir dehte in die alte Kontrie nicks lerne? Wann bei uns e Aid aus die Schul komme duht, dann könne Se einiges bette, das er englich un auch französisch tahte kann. Denfelwe Weg is mei Sifer un was mir nit kenne, das is inwverhaupt gar nit der Zuh's, das mer'sich kenne duht. Wisse Se, offe getanne, duhn ich so en Zahl nit gleiche. Es is mich zu viel gelobt. Perdidele hen ich farrie for gefühl, das se schon ennlich gefort kenn. Wisse Se, do hätt ich se doch artig gut pöht könne, bitahs wenn mer doch schon so lang wie ich in das Land is, do kann mer doch schuhr edspette, das mer mit die Lengwitsch dard is. Ich hen zu ihm gesagt, er sollt emol ebbes engliches tahte un was wer'n Se denke, do hot er druff los gerätelt tubietidband. Awider

Der Sündenbock.

Humoristische Skizze von Lisa S. Löns. „Uebrigens,“ schloß Konful Söhlmeier seine Rede, „bist du wohl so freundlich und bestellst an jedem Schlüssel einen Zettel, damit nicht wieder so ein heilloses Durcheinander entsteht und ich nicht wieder das Vergnügen habe, eine ellenlange Schloßrechnung zu bezahlen.“ „Aber ich bitte dich, lieber Mann, ich kenne die Schlüssel alle genau und wenn du es mir überlassen hättest...“ „Natürlich,“ unterbrach er sie scharf, „ich war mal wieder der Sündenbock, ich habe die Schuld. Wenn irgend etwas verkehrt geht, du bist immer die Unschuld. Das ist so deine beliebte Manier. Aber wie gesagt, dieses Mal wirst du mir die Sorge für alles gefälligst überlassen. Der letzte, der aus dem Hause geht, bin ich.“ „Aber wir könnten doch schließlich zusammen...“ „Zusammen, zusammen,“ ereiferte sich Söhlmeier, „damit ich das, was du verbummelst, doch wieder in die Schube geschoben bekomme. Was ich tue, wird gründlich gemacht. Du kannst dich darauf verlassen, daß nicht wieder irgendwo vier Wochen Gas brennen bleibt un...“ „Konnte ich etwa wissen, daß du dich im Badezimmer raseren und das Gas brennen lassen würdest?“ entgegnete Frau Söhlmeier gereizt. „Daß ich im Schlafzimmer keinen Platz dazu hatte, wenn deine zehn Koffer da herumstehen, das wirst du wohl einsehen, sollte ich meinen.“ „Und ich sollte meinen, daß man nach Gebrauch die Gasflamme nicht ausdreht, sondern sogar den von dir wieder geöffneten Hauptkahn. Uebrigens waren es nur drei Koffer, und nur einer davon war meiner.“ Konful Söhlmeier brummte etwas Unverständliches in den Bart, griff nach Hut und Stock und verließ das Haus. Frau Söhlmeier und Annette hatten noch alle Hände voll zu tun. Kästen und Schubladen wurden leer, Spenscherstahleuchten die weißvergangenen Polstermöbel, Büsten und Kronleuchter in den halbdunklen Räumen, und überall roch es nach Naphthalin und Mottenpulver. Erst spät in der Nacht wurde es ruhig im Hause und beim Morgengrauen wieder lebhaft. Auf mangelhaft gedecktem Tisch wurde das dilettantisch zusammengesezte Frühstück eingenommen, denn alle Reste sollten verschwinden. Mit Schauern dachte Frau Söhlmeier an den Duft, der ihr einmal entgegen geschlug, als eine Schlüssel mit Hummer im Speisekamm verlesen war. Herr Söhlmeier ging in gereizter Stimmung durch alle Räume, holperte über die aufgestellten Teppiche, erklärte den Gebrauch von Mottenpulver im Winter für baren Unsin, schimpfte auf Bowlen als ein elendes Gemisch in allgemeinen und besondres auf die Ananasbowle, die sein Freund Pfannenschmidt gestern zum Besten gegeben. „Bowle im Winter,“ brummte er, „auf so eine verriete Idee kann auch nur der kommen, da muß ja jeder normale Mensch sich den Magen erkalten.“ Dann schickte er Annette, die gerade schon genug zu tun hatte, um Selterswasser zum Kaufmann und nachher zur Apotheke, Migränpulver zu holen. „Seid Ihr denn immer noch nicht fertig,“ brummte er ärgerlich. „Ich habe doch deutlich genug gesagt, daß du dich um zehn Uhr fertig hältst und dann zu deiner Schwester gehst. Um Punkt zwölf Uhr treffen wir uns auf dem Bahnhofe, und laß mich gefälligst nicht viel länger als eine Viertelstunde warten.“ „Ich will nur eben rasch einmal nachsehen...“ „Du hast heute nur nachgesehen, ob du den Hut gerade auf dem Kopf hast. Das andere überlaß gefälligst mir.“ „Wie du willst,“ meinte Frau Söhlmeier ruhig und griff nach Reisemantel und Handtasche. „Also, was ich noch sagen wollte: Um elf kommt also der Dienstmann.“ Dann verließ sie mit Annette, die den Vogelbauer zu ihrer Schwester trug, das Haus. „Endlich,“ sagte Söhlmeier befriedigt, „bede ich eine neue Zigarre an und begann meine Wanderung durchs Haus. Im Keller war alles in Ordnung, Gas und Wasser abgestellt, die Fenster zu und die Luftklappen auf. Dann ging er nach oben, ließ die Jalousien herunter und zog die Schlüssel von den einzelnen Zimmern, legte sie in ein Körbchen zusammen und stellte dieses in den Selbstschrank. „Nun noch die Hände waschen und einen Blick in den Spiegel, dann wären wir so weit.“ „Daß kein Wasser im Schlafzimmer war und die Leitung abgestellt, verbroch ihn, aber nur einen Augenblick. Dann sah er auf die Uhr. „Halb elf erst! Großartig.“ So fand er Zeit, sich noch eine Riste von seiner Sorte Zigarren zu holen und irgendwo so recht in Gemütsruhe zu frühstücken. Nun hatte er auch die äußere Haustür verschlossen, und mit sich so recht zufriedengehend, ging er die Straße hinunter. „Na, alter Junge,“ meinte sein Freund Pfannenschmidt, der ihn be-

Dom indianischen Pfeilgift.

Sehr interessante Beobachtungen über das berühmte Pfeilgift der Indianer, Curare, hat ein englischer Gelehrter gemacht: Die Symptome der Curarevergiftung sind sehr charakteristisch. Ein Kaninchen, das durch einen taumelnden Stroh im Rücken verwundet wurde, fraß ruhig weiter. Aber nach zwei bis drei Minuten hörten die Raubbewegungen auf, das Tier zog sich in einen Winkel des Laboratoriums zurück. Es drückte sich gegen die Mauer und ließ die Ohren auf den Rücken fallen, wie wenn es einschlafen wollte. Nach und nach schwanden die Kräfte, der Kopf fiel herab, während zu gleicher Zeit die Beine nachgaben. So fiel es schließlich auf die Seite, plötzlich, wie vom Schlag getroffen. Nach sechs Minuten war es tot — scheinbar, das heißt jede Bewegung sowie die Atmung hatten aufgehört. Ebenso sprang ein Hund nach der Todesimpfung noch munter umher, um auf dieselbe Weise zur Schlafmüdigkeit und Todesstarrheit überzugehen. Augenscheinlich wachte in ihm nur noch die Intelligenz und das Empfindungsvermögen, bis er acht Minuten nach Empfang des Stiches als leblos gelten konnte: die Augen waren trüb geworden, die Tätigkeit der Lungen hatte aufgehört. Watterton erzählt ähnliche Symptome von einem vergifteten Menschen. Zwei Indianer durchstreiften auf einem Jagdausflug den Wald, als der eine von ihnen einen Affen in den Zweigen eines Baumes über sich erblickte. Er schoß einen vergifteten Pfeil in die Höhe. Der Pfeil verfehlte aber das Ziel und da der Wurf fast senkrecht über dem Kopfe des Jägers in die Höhe gegangen war, so fiel der Pfeil in derselben Richtung zurück und schlug den Jäger am Arm ein wenig oberhalb des Ellenbogens. Der Indianer war sofort überzeugt, daß es mit ihm zu Ende sei. „Niemals,“ sagte er mit gebrochener Stimme zu seinem Kameraden, indem er seinen Bogen betrachtete, während er sprach, „niemals werde ich diesen Bogen mehr spannen.“ Nach diesen Worten nahm er die über die Schulter gehängte kleine Bambusschachtel ab, die das Gift enthielt, legte sie mit dem Bogen und den Pfeilen auf die Erde und stredte sich daneben hin. Nachdem er Abschied von seinem Gefährten genommen, schloß er mit diesem letzten Worte seinen Mund für die Ewigkeit.

Wenn man im Schlaf gestört wird.

Ein Zwischenfall, der aber eine gewisse Heiterkeit auslöste, weil er harmlos verlief, ereignete sich während einer Zirkusvorstellung in Libau. Im Zirkus erschien kurz nach Beginn der Vorstellung der Kommandeur der 2. Minenkreuzer-Abteilung des Kriegshafen, Kapitän Waffeljeff, als Zuschauer. Der rauhe Seemann, dem man auf den ersten Blick anfaß, daß er sich einen Kaufsch zugelegt hatte, nahm in der ersten Zuschauerreihe Platz. Bereits nach wenigen Minuten neigte sich sein Oberkörper auf die Seite, die Mühe rufte ihm aufs Ohr, und lautes Schnarchen ver kündete, daß er sich im Reiche der Träume befand. Aber er wurde jäh aus seinem Schlafe erweckt. Ein Artist gab in der Arena während seiner Arbeit ein paar Pistolenschüsse ab. Der Kapitän rechte sich empor und sah mit vergrößerten Augen dorthin. Offenbar befürchtete er einen Anschlag auf sich oder eine Meuterei, und in dieser Verkenntung der Lage zog er seinen Revolver und gab ebenfalls ein paar Schüsse ins Blaue ab. Im ersten Augenblick waren die Zuschauer starr; als man aber sah, daß keinerlei Unglück ange richtet war, daß man dem Offizier die Waffe sofort abnahm und ihn dann unter den Klängen der Zirkustabelle an die Luft setzte, gewann doch die Heiterkeit die Oberhand.

Rädchen-Gandel in Japan.

Aus Yokohama schreibt ein Korrespondent: Bekanntlich ist der Mädchenhandel in Japan eine Industrie, die, unbesteuert und gewinnbringend, sich zu einer beträchtlichen Blüte aufgeschwungen hat. Schon die kurze Zeit, die seit dem Friedensschlusse im vorigen Jahre verfloßen ist, hat genügt, um Korea und die Mandchurie mit Tausenden und Abertausenden von Japanerinnen zu überschwemmen, die dort, ohne Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat, zu ihrem traurigen Beruf langsam zugrunde gehen. Viele werden von den Eltern verkauft, wenn der Hunger vor der Tür steht wie nach der letzten großen Missernte im Norden Japans, und der sorgfältig anezogene slavische Gehorsam der Kinder läßt dann keinen Widerspruch aufkommen. Viele gehen freiwillig, viele aus Leichtsinne in ihr bitteres Los. Wie leicht es manchmal den Entführern gemacht wird, zeigt folgende Geschichte, die kürzlich passierte: In einer kleinen Stadt, nicht weit von Nagasaki, ließ sich ein junger Mann nieder, der zunächst keinen anderen Beruf zu haben schien, als sich bei den Schönen des Städtchens beliebt zu machen. Eines Abends lud er vier Mädchen zu sich ins Haus, um, wie er sagte, ihnen ein Fest zu geben. Als seine Gäste ankamen, hieß es, das Fest sei verschoben, und der junge Mann schlug an Stelle dessen eine Segelpartie vor. Die bunten Dinger waren natürlich mit allem einverstanden, und so ging es dann flott in den stillen Abend hinaus. Plötzlich fuhr das Boot auf eine größere Dschunke los, legte bei, und nun wurden die vier Mädchen mit Gewalt an Bord der Dschunke gebracht, indem man ihnen drohte, sie bei dem ersten Hilfescrei niederzuknien. Die Dschunke setzte Segel und machte sich auf den Weg nach Hongkong. Widrige Winde und schlechtes Wetter verlangsamten jedoch die Fahrt, so daß man nach zehn Tagen erst den kleinen Hafen Sakito bei Nagasaki erreichte. Um den Mädchen jeden Fluchtgedanken im voraus zu nehmen, redeten die Entführer ihnen vor, sie wären bereits an der japanischen Küste. Eines Nachts aber, als die männlichen Inassen nach reichlichem Genuß von Sake sanft einschlummert waren, und die armen Mädchen ihr trauriges Schicksal beklagten, ertönte plötzlich vom Ufer her ein Wollschrei, ein Rief, wie es nur in der Umgebung von Nagasaki gesungen wird! Voller Hoffnung auf glückliche Flucht sprangen die Mädchen über Bord und schwammen an das Land, wo sie sich unter polizeilichen Schutz stellten. Als dann am nächsten Morgen die Dschunke gesucht wurde, hatte sie bereits ihr Geil in schleuniger Flucht gesucht. Die vier Mädchen wurden in ihre Heim zurückgeführt und werden dort hoffentlich etwas über ihren Leichtsinn nachdenken. Das ist natürlich nur ein seltener und glücklicher Fall. Von den Tausenden von Opfern, die jährlich auf diese oder ähnliche Weise verschwinden, erfährt man nichts.

Reinung im letzten Augenblick.

Eine nette Anekdote erzählt die Revue Hebdomadaire von dem seiner Zeit beliebten Schauroman-Schreiber Bonjon du Terail. Dieser kommt eines Abends in Café und trifft dort den Bildhauer Millet, der ihn anspricht: „Mein Vater verfolgt mit gekannter Aufmerksamkeit deinen Roman. Du liebst diesen Morgen die Baronin in einer gefährlichen Situation. Wird sie sterben?“ „Ja,“ antwortet du Terail, „sie ist sogar schon tot, von dem Dolch des Apiani durchbohrt.“ „Also keine Rettung mehr!“ schreit Millet. „Aber warum regst du dich über diese Sache so auf?“ „Mein Vater hat mit mir gewettet, daß die Baronin unter den Händen der Räuber fällt. Ich dagegen wette, sie werde heil davon kommen.“ „Eine hohe Wette?“ „Zwanzig Louis.“ „Donnerwetter,“ ruft Bonjon und blickt nach seiner Uhr, „jetzt ist es zehn Uhr, ich habe noch Zeit, die Baronin zu retten. Ich springe in einen Fiaker und rase zur Druckerei.“ Und als ihn Millet mit Danfsagungen überschüttet, wehrt er ab: „Das ist doch das Geringste, was man für einen Freund tun kann!“

Vorbedingungen des gesunden Schlafes.

Je mehr in jegiger Zeit die Anspannung des Geistes und der Nerven wächst, desto größer wird auch die Zahl der Leute, die an Schlaflosigkeit leiden. Daraus erklärt es sich, daß jetzt kaum eine Woche vergeht, in der nicht irgend ein neues Schlafmittel auf den Markt gebracht wird, und die Zahl der Rezepte, die der einzelne zur Beförderung des Schlafes geben zu können meint, ist geradezu Legion. Der eine macht vor dem Zubettgehen gymnastische Übungen, der andere glaubt nicht gut schlafen zu können, wenn er nicht kurz vorher sounsböbel Apfel verzehrt hat; der dritte muß zu demselben Zweck bestimmte Wafchungen mit sich vornehmen usw. Man sollte denken, daß es schwierig ist, überhaupt noch etwas Neues in dieser Hinsicht zu sagen. Eine ganz nützliche Zusammenstellung der Dinge, auf die man achten sollte, wenn man gut schlafen will, bringt Dr. Dobbs in der Wochenschrift „Englisch Mechanik“. Nachdem die Rückfichten auf genügende Lüftung des Schlafraumes und auf leichtes Abendessen in nicht zu kurzer Zeit vor dem Zubettgehen als selbstverständlich erwähnt worden sind, gibt der Arzt noch folgende Anordnungen: Sei aufmerksam auf alle Gasöhne in deiner Wohnung und sieh zu, daß sie nicht offen sind oder gar offen stehen. Laß keine Gasflamme in der Nacht brennen, denn sie verdirbt die Luft in außerordentlichem Grade. Hüte dich vor einer Ueberempfindlichkeit gegen Geräusche, denn in dieser verdickten hastigen Welt wird es selbst zur Nachtzeit selten ir-



„Muß ich dich dabei ertappen, wie du das Dienstmädchen abküsselst?“ „O nein, liebe Frau, das müßtest du nicht!“

Gemüthlich. „Ich, Fräulein Martha, den wahren Werth einer eigenen Hauslichkeit habe ich längst erkannt. Wie traurig ist es, wenn man beim Schein der Lampe Abends so einsam über den Büchern auf seinem Zimmer sitzt.“ „Nachen Sie mir das nicht weiß, Herr Kandidat, das kommt ja bei Ihnen gar nicht vor!“

Wie man ein Aquarium beschaffen sein.

Zunächst empfiehlt es sich, darüber klar zu werden, ob man auch den geeigneten Platz dafür hat, denn ein Aquarium kann man nicht wie irgend ein Möbelstück einfach in eine beliebige Nische in der Zimmereinrichtung unterbringen, sondern ein schöner, heller Fensterplatz mit mindestens 2-3 Stunden Sonne ist die notwendige Bedingung für das Gedeihen der Pflanzen und Fische. Für den Anfang sind kleinere ganz aus Glas bestehende Aquarien am empfehlenswerthesten, denn erstens haben sie den Vorzug der Billigkeit und zweitens fällt bei ihnen die wenig erfreuliche Eigenart mancher Gesteinlaquarien, an den Riffstellen led zu werden, weg. Zur Einrichtung bedürfen wir jetzt etwas Erde, die man am besten von den feuchsten Gärten entnimmt, und einige Pfund gereinigten Flußsand. Die angefeuchtete Erde wird leicht auf dem Aquariumboden angebracht und darüber der ebenfalls feuchte Sand geschüttet, und zwar in der Weise, daß die Erde überall einen guten Zoll vom Sande bedekt ist. Zur Bepflanzung stehen nun den Liebhabern eine ganze Reihe geeigneter, zum Teil wunderhübscher Unterwasserpflanzen zur Verfügung, die in den einschlägigen Handlungen vorräthig. Ehe wir nun zur Füllung des Aquariums mit Wasser schreiten, schneiden wir uns ein Zeitungsblatt genau in der Größe des Aquariumbodens zurecht, bedecken es über die Pflanzen und gießen nun vorsichtig das Wasser auf das Papier; dadurch wird das Aufwirbeln des Bodengrundes vermieden und die vorher mit den Wurzeln in den Bodengrund eingedrückt Pflanzen bleiben in ihren Stellen. Ist die Einrichtung nunmehr beendet, dann empfiehlt es sich, nicht gleich Fische hineinzubringen, weil erstens den Pflanzen erst Zeit gelassen werden muß, wirklich einzuwurzeln (Die grünblenden Fische reifen sie sonst wieder aus), und weil sich zweitens etwa aufgewirbelte feine Bobenteilchen erst wieder setzen müssen. Nach zirka einer Woche können dann die Fische eingesetzt werden, doch hüte man sich hier vor dem „jubel“. Um ein Vollstauben der Wasseroberfläche zu verhindern, wird nunmehr das Aquarium mittelst einer Scheibe abgedekt, was übrigens durchaus keine Erstickungsgefahr für die Inassen bedeutet, da ja die lebenden Unterwasserpflanzen genügend Sauerstoff für die Fische produzieren. Die Fütterung der Fische geschieht nun zwar am besten mit lebendem Futter, da aber der Großstädter nicht immer Gelegenheit hat, sich diese Tiere zu beschaffen, werden eine ganze Anzahl Kunstfutter hergestellt, von denen jedes einen besonderen Liebhaber hat.